

Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(G. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Joachim Kemmerts Lüchtigkeit war längst in Fachkreisen bekannt. Der Direktor, ein ehemaliger Genieoffizier, ein Mann, der in großzügiger Zeit herangewachsen war, empfing ihn mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit.

„Eigentlich bin ich ja etwas erstaunt, Herr Kemmert, Sie so plötzlich bei uns auftauchen zu sehen...“

Joachim sondierte.

„Haben Sie nichts von der kleinen Affäre gehört, die sich vor einigen Wochen abgepielt hat?“

„Ich bin erst vor drei Tagen aus Südwesafrika zurückgekehrt. Dort rumort es seit einigen Wochen, und man muß sich auf Ueberraschungen gefaßt machen. Um auf die Affäre zurückzukommen — Sie können sich denken, daß ich in den paar Tagen in Arbeit halb erstickt bin und noch nicht einmal richtig eine Zeitung aufschlagen konnte...“

Joachim Kemmert sprang geschickt von dem Thema ab.

„Sie erinnern sich vielleicht, Herr Direktor, daß Sie mir vor nicht allzu langer Zeit eine Stellung in Ihrer Gesellschaft antrugen.“

„Ganz recht! Wir suchen Kräfte nach Südwesafrika — unsere Berliner Bureaus sind natürlich besetzt.“

„Es würde mir auch niemals einfallen, mich um einen Posten hier in Berlin zu bewerben. Sinegenen würde ich gar nicht abgeneigt sein, nach Südwesafrika zu gehen.“

Der Direktor stand auf.

„Nensch, daß Sie sich endlich dazu entschlossen haben! Lassen Sie sich dazu gratulieren! Ich habe mich immer gewundert, daß Sie sich nach Bremen setzen und dort verlauern! Sie brauchen doch ein Feld für Ihre Latkraft, das nicht mit Zaunpfählen abgesteckt ist! Dort unten bietet sich Ihnen Gelegenheit, zu zeigen, was Sie können, und Sie können etwas, ich weiß es. Haben Sie erst den Sprung über den Ozean getan, dann können Sie sich Brücken bauen nach Amerika und nochin Sie wollen! Lassen Sie sich zu diesem Entschluß gratulieren!“

Und er streckte ihm die Hand hin. Joachim schlug den Mantel zurück und reichte ihm die Linke.

Der Direktor war ein wenig verblüfft, erging sich aber gleich des weiteren über die Vorrede, die sich dem Ingenieur in Südwesafrika boten.

„Sie gehen natürlich als Obergenieur. Im Brückenbau sind Sie ja trainiert, aber im Bahnbau müssen Sie sich noch einarbeiten. Nun, das gibt sich bei Ihrer Erfahrung und Ihrem Wissen schnell genug. Gesund sind Sie auch, das Klima werden Sie gut ertragen. Ueber das Gehalt wollen wir noch reden, doch halte ich es nebenbei für meine Pflicht, Sie gleich darauf aufmerksam zu machen, daß die Verhältnisse dort nicht ganz sicher sind. Ich glaube ja nicht, daß es zu etwas Schlimmerem kommt, aber man kann nicht wissen — die Hereroleute befinden sich seit einiger Zeit

würdigerweise mehr an den Körper als an den Geist heftet.“

Der Direktor sah ihn fragend und etwas unsicher an. Joachim Kemmert fuhr fort:

„Ich meine ein unbedingtes Vertrauen, das auf meiner inneren Persönlichkeit fußt.“

„Nun, zum Ausdruck, wo soll ich denn sonst mein Vertrauen zu Ihnen hernehmen, wenn ich es nicht gerade auf Ihre innere Person setze?“

Kemmert streifte den Mantel vom rechten Arm. „Ich bin nämlich ein Krüppel.“

Der Direktor der Eisenbahngesellschaft blickte erschrocken und zweifelnd auf den leeren Kermel.

„Ach,“ jagte er, und darin spiegelte sich sein Schreck, seine Verwunderung, seine Enttäuschung. Der Ingenieur sah ihn fest an und zog seinen Blick förmlich magnetisch an sich. Er machte ihm den Rückzug geradezu unmöglich.

Zwar stellte der Direktor einige kleine Bedingungen, besonders in bezug auf Entschädigung und die mit jedem Engagement verbundene Lebensversicherung. Aber schließlich jagte er doch mit Rührung in der Stimme:

„Gut denn, Herr Kemmert, lassen wir es bei dem, was wir besprochen haben! Sie werden sich allerdings um eine tüchtige Hilfskraft umsehen müssen, die die schriftlichen Arbeiten erledigt und die Ihnen auch sonst zur Seite steht...“

„Ich habe meine Schwester bei mir, die mich begleiten wird.“

„Donnerwetter! Die Kraft und der Unternehmungsgestalt scheinen bei Ihnen in der Familie zu liegen! Ihre Schwester? — Donnerwetter!“

Joachim Kemmert lächelte.

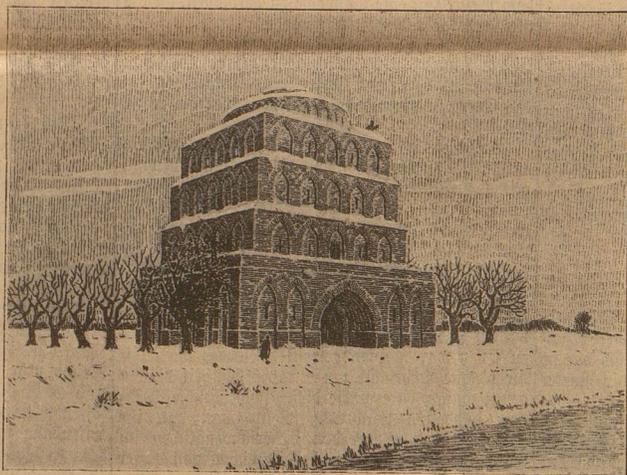
„Und was ich noch jagen wollte: Glauben Sie denn, daß Sie sich gut zu Pferde halten können? Sie können sich denken, daß Sie weite Strecken abreiten müssen!“

„Ich bin von Jugend auf ein guter Reiter gewesen, Herr Direktor.“

„Gewiß! Natürlich! Sie können ja den Zügel in der linken Hand fassen, aber Sie müssen berücksichtigen, daß Sie einmal in die Lage kommen könnten, zur Waffe greifen zu müssen, was dann?“

„Dann nehme ich den Zügel zwischen die Zähne und habe die linke Hand frei, Herr Direktor.“

„Schön! Sie sind nicht in Verlegenheit zu bringen, Herr Kemmert! Also auf Ihre Verantwortung — ich habe jetzt einige Konferenzen und bitte Sie, heute abend noch einmal vorzu-



Ein Hindenburg-Turm an der Weichsel.

In einem bevorzugten Punkte an der Weichsel soll zur Erinnerung an die großen Siege des Feldmarschalls ein Turm errichtet werden. Der Turm soll in schlichter aber wichtiger Form aus der Deutsch-Ordensritter-Zeit in Backstein gehalten werden. Als Abschluß befindet sich oben ein Feuerbecken und im Innern soll eine Wüste Hindenburgs zur Anstellung gelangen. Der Entwurf stammt von dem Berliner Architekten Josef Honert in Berlin-Salemse.

in beständiger Aufregung. Ueberraschungen in dieser oder jener Richtung müßten Sie natürlich mit in Kauf nehmen. Uebrigens haben wir Truppen genug zum Schutz unseres Unternehmens in den Stationen stehen.“

„Wenn ich ins Ausland gehe, Herr Direktor, so weiß ich, daß ich mit allen Konsequenzen zu rechnen habe. Die Seite der Angelegenheit ist von vornherein erledigt. Die Frage ist nur ob Sie Vertrauen in mich setzen, nicht jenes Vertrauen, das sich von selber gibt, wenn man einen Mann vor sich stehen sieht, gesund, unternehmungslustig, sondern das Vertrauen, das sich in seine vollkommene Person setzt, und das sich immer merk-

sprechen. Wir wollen dann alle einzelnen Punkte festlegen."

Erbolungen Hauptes verließ Joachim das Gebäude und begab sich in die Konditorei zum "Fürstenhof".

Ruth heftete die Augen unausgesetzt auf die Tür und las ihm förmlich das Ergebnis vom Gesicht ab. Sie lächelte, als sie sah, daß auch er lächelte, siegesbewußt, stolz und froh. Er setzte sich neben sie und streichelte mit der Linken ihre Hand.

"Glaubst Du, Ruth, daß die Mutter Dich wird entbehren können?"

"O ja! Mutter ist noch sehr rüstig! Und ich kann doch immer von Zeit zu Zeit hinüberfahren und nach dem Neuesten sehen!"

"Das ist es eben . . . wenn Du das nun nicht könntest . . ."

"Dann wird es wohl auch gehen. Aber ich sehe nicht ein, warum das nicht ginge! Heutzutage sind die Entfernungen in keinem Falle mehr groß . . ."

"Doch! Es gibt schon solche Fälle! Wenn zum Beispiel ein Meer sich zwischen die Eisenbahnlinien schiebt . . ."

Sie erschrak. Aber sie ließ es ihn nicht merken, kämpfte tapfer die Ueberraschung nieder und blickte ihn unverwandt an. Nur in ihren Augen suchte es sich auf.

"Wie meinst Du das?"

"Ich hätte Gelegenheit, meinem Leben eine neue Wendung zu geben. Du verstehst, daß ich mich nicht hierher setzen und nichts tun kann. Daran würde ich sterben. Nun bietet sich mir ein neues Feld, in dem ich ganz aufgehen kann, ein neuer Weg hat sich aufgetan, den ich allerdings nur gehen kann in Deiner Begleitung, wenn Du das wahr machst, was Du mir versprochen hast."

"Gast Du je einen Augenblick daran zweifelst?"

"Offen gestanden — nein. Aber es ist immerhin keine kleine Zumutung an Dich. Hast fürchtete ich mich davor."

Nach dieser Einleitung und seiner Bemerkung von dem Ozean erinnerte sie sich, daß er einmal von einer Eisenbahngesellschaft in Südwesafrika gesprochen hatte. Sie erriet sofort, daß er nach dorthin abgeholfen hatte, und wenn auch im ersten Augenblick etwas wie Furcht bei solcher Perspektive in ihr aufstieg, reichte sie ihm doch mit erzwungener Gelassenheit die Hand und sagte:

"Ich gehe mit Dir, Joachim, wohin es auch sei."

"Nach nach Südwesafrika?"

"Nach nach Südwesafrika."

Damit war es entschieden.

Der Uebergang vollzog sich rasch. Die alte Frau Kemmert hatte zwar einen schwachen Versuch gemacht, zu protestieren. Aber sie hatte sich darein gefunden, um so mehr, als der Vater die Partei des Sohnes ergriff. —

Als Joachim sich mit Ruth dem Sandstreifen von Swakopmund näherte, da überstürzten sich bereits die Meldungen über den losgeborenen Aufstand. In den Waterbergen hatten schon die ersten Kämpfe stattgefunden. Farmen waren niedergebrannt, Patrouillen der deutschen Schutztruppe überfallen und massakriert. Im ganzen nördlichen Teil des deutschen Besitzes waren alle Arbeiten eingestellt, und in Deutschland wurden bereits große Truppenabschübe vorbereitet.

Die deutsche Eisenbahngesellschaft konnte den Dingen bis jetzt mit einer gewissen Ruhe entgegensehen, denn im Süden, auf den sich hauptsächlich die Unternehmung der Gesellschaft erstreckte, war vorläufig alles ruhig.

Joachim Kemmert erhielt in der Nähe von Keetmanshoop, etwa fünf Meilen von dem Ort selbst entfernt, eine hübsche Dienstwohnung. Ruth ging sofort daran, sie so behaglich wie möglich einzurichten. Sie hatte sich rasch an die neuen Verhältnisse gewöhnt, mußte aber damit rechnen, ihr Heim nur mit großen Unterbrechungen bewohnen zu dürfen, denn Joachim mußte fast immer draußen sein und sich für diese Zeit mit Wivats

auf freiem Felde und mühsamer Unterkunft in Zelten und Hütten abfinden.

Ruth ging nicht von seiner Seite. Sie begleitete ihn auf allen Ritten, sie besorgte die schriftlichen Meldungen, sie zeichnete nach seinen Angaben die Pläne. Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit sie sich in die neuen Verhältnisse fand. Mit der Gesundheit der Kemmertischen Familie ausgestattet, ertrug sie alle Strapazen mühelos und ohne Schädigung. Mit einem regen und reichen Geist begabt, erfaßte sie rasch die elementaren Bedingungen für Joachims Beruf, um so mehr, als ihr Geist durch das Studium der vorhergehenden Jahre gestählt und trainiert war.

Die Unteringenieure hatten zwar erst große Augen gemacht, als sie den einarmigen Vorgesetzten ankommen sahen. Es hatte nicht an Versuchen gefehlt, den Krüppel für nicht vollwertig zu nehmen. Da besonders die Arbeiter sich aus allen möglichen Elementen zusammensetzten und zum Teil auch aus Eingeborenen bestanden, so mußte eine eiserne Faust her, um Ordnung und Disziplin zu halten. Diese eiserne Faust hatte man bei Joachim Kemmert nicht gesehen. Er war aber kaum vier Wochen im Dienst, da fühlten sie sie alle; sie lag den Widerpenstigen im Nacken, sie feuerte die Saumseligen an, sie beherrschte zülfischer alle Unternehmungen. Man begriff, daß dieser Ingenieur das, was ihm äußerlich abging, durch eine ungeheure Willensstärke und Fähigkeit ersetzte. Dabei war er nicht übertrieben streng, leutselig, ein guter Kamerad. Vielleicht wäre er, der Einfachheit überlassen, über sein Geschick verbittert. Aber Ruth wußte geschickt das Gleichgewicht zu halten. Ging er einmal zu scharf vor, so warf sie den Einfluß ihrer Weiblichkeit in die Waagschale. Sie mußte ihn stets im rechten Moment darauf aufmerksam zu machen, daß seine Energie und seine Tatkraft manchmal zu weit gingen, daß er sich manchmal in dem Bestreben, eine Schwäche zu verbergen, an die niemand mehr dachte, übernahm.

So stellte sich allmählich das Gleichgewicht in seinem Innern her, um so mehr, als er gleich von Anfang an begonnen hatte, seine linke Hand zu den Diensten einzuwöhnen, die ihm früher die rechte geleistet.

Auf diese Weise konnte er auch Ruth allmählich entlasten. Er konnte schon, wenn auch mühevoll, mit der Linken Pläne zeichnen; in den freien Stunden übte er sich im Gebrauch der Waffen, weniger aus einer bestimmten Idee heraus, als weil er glaubte, dadurch am ersten die Hand geschmeidig und sicher im Gebrauch zu machen.

Ruth hatte sich in Kürze die Sympathie aller Untergebenen ihres Bruders gesichert. In dieser wilden und wüsten Gegend, wo meilenweit nichts zu sehen war als sandgewellter Boden, wo selbst die reichste Phantastie um etwas Schönheit betteln gehen mußte, da erweckte dieses schöne junge Mädchen doppelten Eindruck. Wenn man von ihr sprach, geschah es bei den Ueberjünglichen im Tone der Begeisterung, bei Ruhigen voll tiefer Ehrerbietung, die bewies, wie sehr sie bei aller Güte sich Respekt zu verschaffen verstand.

Sie nützte ihre Stellung, um Not zu lindern, wo sie welche fand, um Trost zu sprechen, wo ein Unglück eintrat. Seit ihr Leben ausgefüllt war durch den Dienst um Joachim Kemmert, war sie erfüllt mit endloser Güte und Befriedigung. Sie haßte nur einen Menschen, haßte ihn glühend, mit jener bedingungs- und schrankenlosen Leidenschaft, die jenseits der Vernunft liegt, weil sie der Liebe entspringt, und dieser Gegenstand ihres Hasses war Rudolf von Friedrichswert.

Für sie war Joachim, ihr Bruder, die Kraft und die Schönheit und die Männlichkeit — überhaupt alles, was sie sich in ihren jugendlichen Träumen von einer Idealgestalt dachte. Was mit dem Bruder zusammenhing, gewann in ihrer Vorstellung große Perspektiven, an die sie niemals irgendwelche Kritik anzusetzen wagte.

Daß Graf von Friedrichswert dies gewagt, daß der verbienflosse Alleanantenant den Mit ge-

funden, in Joachim Kemmerts Leben geradezu als Schicksal einzugreifen, ihn um das Ziel und den Lohn seines reichen Lebens zu betrügen, dieser Gedanke löste in Ruth immer wieder eine Exaltation ohnegleichen aus. Im übrigen hatte sie ebenso wenig wie Joachim Zeit zum Grübeln. Die Eisenbahn ging jetzt bis Namans. Eben war mit dem Projekt der Fortsetzung begonnen worden — der Herbst nahte wieder heran, nachdem ein arbeitsreiches Jahr vorübergegangen war —, da machten sich Anzeichen für eine aufrührerische Bewegung unter den Hottentotten bemerkbar. Noch war der Aufstand im Norden nicht niedergezogen. Die Nachrichten von den furchtbaren Kämpfen an den Waterbergen, bei Omaruru, der Heldenkampf des Obersten Deimling, der Siegfriedsritt des Hauptmanns Grande und seine Gefechte bei Osona-Ojijirumbu, Dwijumbo und Ojijongomba hatten ihren Eindruck auf die Hottentottenleute zuerst nicht verfehlt. Als aber der Aufstand sich immer länger hinzog und im Damaraland trotz deutscher Tapferkeit die Uebermacht des Feindes kurze Siege erlangte, da wuchs die Gärung auch im Süden.

Die Folge war, daß ein Teil der eingeborenen Arbeiter die erste Gelegenheit benutzte, um davon zu laufen. Bald kam es auch zu Reibereien zwischen Deutschen und Hottentotten. Joachim Kemmert griff mit rücksichtsloser Energie ein. Einem Tages wurden einige der am weitesten nach Süden vorgeschobenen deutschen Arbeiter von einer Hottentottenbande angegriffen. Der Oberingenieur raste, was er an Arbeitern sammeln konnte, zusammen und zerstreute im ersten Antritt die Aufständischen. Es kam zu einem Augellochwechsel, bei dem ein Hottentotte getötet, ein Deutscher verwundet wurde. Das war das Präludium.

Zwei Tage später sandte der Kommandeur von Keetmanshoop dem Oberingenieur eine Abteilung Reiter, die ihn und seine Leute sicher zur Station geleiten sollte. Weiter nördlich waren nämlich bereits die Hottentotten im vollen Aufstand begriffen und hatten auch schon einige Farmen niedergebrannt, die Kolonisten beraubt und getötet.

Joachim Kemmert fragte erst Ruth um ihren Rat.

"Ich kann Dich jetzt entbehren," meinte er. "Es ist vielleicht gut, wenn Du nach Keetmanshoop reitest und abwartest, welchen Umfang die Sache annimmt. Ich aber bleibe hier, um mit meinen Leuten die Bahnlinie zu schützen. Hat die deutsche Eisenbahngesellschaft ihr Geld geopfert, so soll es ihr auch erhalten bleiben. Hat mich ihr Vertrauen auf diesen Posten gestellt, so werde ich ihn auch halten um jeden Preis."

Ruth erklärte, daß sie nicht daran denke, ihn zu verlassen, und daß sie sich nirgends so sicher fühlen könnte als unter seinem persönlichen Schutz. Die Reiter also mußten unberichteter Sache zurück, und es blieb alles beim alten. Die Hottentotten schienen gewaltigen Respekt vor dem Leiter der Eisenbahn und seinen Leuten zu haben, denn es kam zu keinem Zwischenfall.

Eines Morgens aber erhielt Kemmert von einem Eingeborenen die Meldung, daß sich eine große Hottentottenbande am Ausgang des Tales, das sich trichterförmig zuzog, ansammelte.

Ruth war zugegen, als der braunfarbene Nama die Meldung erteilte. Kemmert traf sofort seine Vorbereitungen, um Namans schlimmstenfalls mit Waffengewalt zu verteidigen. Auch die letzten treu gebliebenen Eingeborenen wurden bewaffnet. Da Joachim die letzte Zeit fast unausgesetzt im Sattel gesessen hatte, so mußte er sich die folgende Nacht wohl oder übel Ruhe gönnen. Er lag noch im tiefsten Schlaf, als ein Teil der Arbeiter alarmiert wurde. Eine Reiterabteilung war angekommen; ein Baskard aus der Gegend von Saurur führte sie. Es waren sieben Reiter und an der Spitze ein junger Offizier. Ruth war auf und ging rasch über die dunklen Höfe, um die Deutschen zu begrüßen. Als sie in den hellen Lichtschein der Fackeln trat, hörte sie gerade, wie ein Hottentotte halb in englischer, halb in deutscher Sprache sagte:

„Die Dutschman können ruhig durch! Bis zu den Karasbergen ist alles ruhig!“

Was ist das für eine infame Lüge? dachte Ruth. Er muß doch wissen, daß am Dub, wo felsige Höhenzüge einen Hohlweg schaffen, Hunderte von Hottentotten liegen, die nur auf den Abzug der Stationsarbeiter oder den Durchritt einer Reiterabteilung zu warten scheinen, um einen Ueberfall auszuführen. Sie beschleunigte ihre Schritte, denn sie sah, daß weder der Offizier noch einer seiner Begleiter abgesehen war, daß sie also Eile hatten, weiterzureiten. In diesem Augenblick wandte der Führer der Abteilung sein Gesicht, und der helle, lodrende Schein der Fackel fiel darauf. Es waren in der Sonne gebräunte, etwas weich geschnittene, hübsche Züge. Ruth stützte sich auf das Gewehr, das sie immer bei sich trug, wenn sie die Station verließ. Ihr Herz pochte zum Zerpringen, und eine Blutwelle übergoß jäh ihr Antlitz. Sie stand im Dunkeln, so daß die Reiter sie nicht sehen konnten. Unerbittlicher Haß kroch ihr die Kehle hinauf.

Sie hatte Rudolf von Friedrichswert erkannt. Im Augenblick stand jene schreckliche Szene mit Renate, deren Zeugin sie gewesen, vor ihren Augen. Wie jene, um daretwillen Joachim den Arm verloren, an die Wand gelehnt stand und dieser da und sein Freund auf sie einredeten, und wie sie beide mit unerbittlich kalten Worten Joachim Kemmers Lebensglück zerstörten, wie sie Renate förmlich Gewalt antaten in unmännlicher Rohheit.

Sie stand da und blickte den Offizier in aufquellenem Haß mit funkelnden Augen an, blickte immerzu auf ihn hin, bis sie auf einmal durch Hufschläge aufgeschreckt wurde. Da war die Stelle leer. Der Hottentotte wandte sich mit einem breiten Lachen, das sein Gesicht tierisch verzerrte, und verschwand in der Nacht.

Rings um Ruth war es öd und still geworden. Die Patrouille war nach dem Ende des Tages gegen den Dub geritten.

In den Tod! schrie es in Ruth. Sie setzte an, zur Station zurückzulaufen. Die Hand lag auf dem Gewehr, durch einen Schutz Joachim und alle Arbeiter zu alarmieren.

Doch der Finger sank vom Drücker. Sie lachte kurz auf.

In den Tod — hatte er ihn nicht verdient? Joachim hatte einmal von dem Gesicht derer von Friedrichswert erzählt. War ihr ein Recht gegeben, einzugreifen? Das Schicksal erfüllte sich. Es war kein blinder Zufall, der ihn dem Tod entgegenführte, Bestimmtes war es . . .

Sie schritt langsam, mit sich selbst streitend, der Station zu. Die eine Sekunde war Befriedigung in ihr, die andere Sekunde Angst, Schrecken, Entsetzen vor sich selbst.

Was war das für ein Haß, der sie so ganz verwandelte? Sie war eben auch eine Kemmer, ziellos in ihrer Güte wie im Gegenteil. Joachim war inzwischen erwacht. Im Osten rötete sich leicht der Himmel, und eine fahle Helle brach durch die blaue Finsternis. Auf den Sandwellen zitterte in fahlem Purpur das Licht.

„Wo kommst Du her, Ruth?“ fragte er. „Und wie siehst Du aus? Warum hast Du mich nicht geweckt? Man hat mir gesagt, es sei Militär vorübergekommen.“

„Ein paar Reiter,“ entgegnete sie und wurde ganz faßungslos, als sie sein Auge groß auf sich geheftet sah. Sie wußte, jetzt würde er fragen. Und er fragte!

„Du hast sie gewarnt? Hast ihnen gesagt, daß am Dub ein paar hundert Hottentotten im Hinterhalt liegen?“

„Ich habe . . .“ die Stimme versagte ihr. Dann richtete sie sich auf in jähem Erz: „Der Offizier war Rudolf von Friedrichswert.“

Jähle Stut slog über Joachims Züge. Geister stieß er hervor:

„Du hast — und Du hast es ihnen zugerufen?“

„Was?“

„Daß sie in den Tod reiten!“

„Nein!“ schrie sie trotzig.

Er brach halb in die Knie.

„Ruth!“ rief er entsetzt, ein tiefer Vorwurf lag in seiner Stimme. „Ruth! Ruth, was hast Du getan?“

„Ich hasse ihn!“ sagte sie leise und voll zähen Widerstandes.

Einige Sekunden lang stand er, als könnte er die Füße nicht vom Erdboden heben. Dann riß er ihr die Klinte aus der Hand und feuerte sie in die Luft.

Mit Windeseile sah sie ihn durch die Station fliegen und weithin kette seine männliche Stimme, in der immer eine reizende Schärfe lag:

„An die Pferde, wer reiten kann! Auf! Gefahr im Verzug!“

Die Unterengineten waren gleich zur Stelle, bis an die Zähne bewaffnet. Ein Duzend Arbeiter, die ihre Dienstzeit beim Militär getan und aus denen Joachim eine Art Schutztruppe der Station gebildet, sammelte sich bei den Pferden. Ebenso viele treu geliebene Hottentotten schlossen sich an. Wer ein Pferd erwischt, schwang sich hinauf. Manche Tiere mußten zwei Männer tragen; die Hottentotten hielten sich am Zaumzeug fest und ließen mit. So ging es, Joachim Kemmer an der Spitze, in jagendem Galopp aus der Station.

Im ersten Moment stand Ruth wie besinnungslos da, als Joachim sie keines Blickes mehr gewürdigt hatte. Dann war sie in den Stall gestürzt, hatte ihr eigenes Pferd hervorgerissen, sich auf den jattellosen Rücken geschwungen und sich angeschlossen.

Was die Pferde laufen konnten, ging es der Patrouille nach. Die hatte einen Vorsprung von einer halben Stunde und mochte scharf geritten sein.

Ahnungslos dem Verderben entgegen.

Graf Friedrichswert hatte nichts davon gewußt, daß der kühne Oberingenieur, der die Eisenbahnlinie mit einer Handvoll Arbeiter beschickte, Joachim Kemmer war. Er hatte ihn, eine Zeitlang ausschließlich mit dem eigenen Gesicht beschäftigt, aus den Augen verloren. Als er in jener verhängnisvollen Nacht durch Landeck-Salden daran gehindert wurde, seinem Leben gewaltsam ein Ziel zu setzen, da war er zunächst vollständig erschlaft und zusammengebrochen, unfähig, auch nur einen Gedanken für seine Zukunft zu fassen. Das schimmerte stand bevor. Es war anzunehmen, daß er den bunten Haß ausziehen mußte, nachdem er ihn ebenso wie seinen Namen kompromittiert. Ihm war im Augenblick alles gleichgültig. Er hätte die Katastrophe widerstandslos über sich hereinbrechen lassen, denn das Fürchterlichste für ihn war die bittere Erfahrung, die er mit Meta gemacht. Duzendmal hatte man ihm ins Ohr geflüstert, daß sie das nicht war, wofür er sie hielt. Andeutungen, distretes Lächeln der Kameraden und vieles andere hätten ihm längst die Augen öffnen können.

Er hatte sich gestraubt, zu glauben, daß sie ein Spiel mit ihm trieb. Wurde er früher durch irgendeinen Zwischenfall beinahe gezwungen, zu glauben, was er nicht sehen wollte, so schloß er die Augen und bekleidete Meta von Wederitz mit dem Purpurmantel seiner Illusion. So hatte er sich hingeküßt, Monat um Monat, und ein stiebriges Glück durchlebt, das seine Kräfte erschöpfte und ihn schließlich, nach dieser schrecklichen Herbstnacht, da der Sturm peisend durch die Straßen fuhr und des Herrn von Landeck-Salden scharfe Stimme die Situation beherrschte, aufs Krankenlager geworfen hatte.

Mit großer geschäftlicher Sicherheit ergriff Herr von Landeck-Salden die Maßregeln, die schlimmsten Konsequenzen abzuwenden. Das hitzige Fieber, welches den jungen Offizier ergriff, erleichterte solche Schritte. Er begab sich am nächsten Morgen zum Kommandeur der Garderulanen und stimmte ihm milde. Er sorgte dafür, daß nichts von der unglücklichen Rolle, die Rudolf

von Friedrichswert in Sachen der Germaniaaktien gespielt, in die breite Dessenlichkeit drang. Er sprang noch einmal, um den Ruf derer von Friedrichswert zu retten, mit finanziellen Opfern ein. Nachdem er so die Situation gerettet, stellte er Rudolf kalt, klar und scharf gezogen seine Bedingungen:

Ehrenwort, die Hand von der Pistole zu lassen! Und dann: die Ehre des Rodes retten und sich nach Südwestafrika melden!

So ging Rudolf aus dem Regiment. Es wurde Zeit gewonnen, zu vergessen, was geschehen war. Kehre er in ein bis zwei Jahren zurück, so war Gras über die Geschichte gewachsen, und Herr von Landeck-Salden hoffte, ihn dann gereizter und fähler wiederzufinden. Ziel er — Herr von Landeck-Salden suchte behauernd die Achseln, als er sich bei dem Gedanken an diese Möglichkeit er-tappte —, so war es eben eine eijerne Konsequenz.

Rudolf sagte zunächst zu allem ja. Er lag meist halb betäubt da; als die Erinnerung in voller Schärfe wiederkehrte, wurde er wochenlang ein Opfer peinigender Unruhe, die sich bald durch Ge-wissensbisse steigerte.

Meta von Wederitz war vergessen. Er wunderte sich selbst, daß es ihm so leicht fiel, sie aus seiner Erinnerung zu streichen, ja, daß sich diese Wand-lung ganz von selbst, ohne sein Zutun, vollzog. Er erkannte bei tieferem Nachdenken, wie wenig Gemeinames ihn mit ihr verbunden hatte und begriff, daß er zu rechter Zeit mit etwas Willens-kraft bereits alles hätte durchschneiden können. Als es ihm etwas besser ging, wurde er nach Schloß Friedrichswert gebracht, und Renate pflegte ihn. Aber er konnte die drückende Resignation, in der sie lebte, nicht ertragen. Sie ging in einer Atmosphäre von Schmerz und Enttäufung. Diese Verhältnisse verwirrten Rudolf, und er war froh, endlich soweit zu sein, sich zur Abreise melden zu können. Die Formalitäten waren bald erledigt. Er kam gerade recht, die ersten bedeutenderen und ersten Gesichte in Südwestafrika mitmachen zu können.

Es ist etwas anderes, ob man die Augen auf dem Grexierplaze pfeifen hört oder im Ernstfalle, wo die Nase scheuend in die Linien sprengen oder laut aufwiehrend vor Schmerz sich im Sande wälzen, wo gute Kameraden stützen, lautlos oder mit dumpfem Schrei, wo das Blut spritzt oder schimmernde Fäden an lebendigen Leibern nieder-rinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

12. Kapitel.

Herr v. Gryn hatte seiner Frau nicht die ganze Wahrheit gesagt. Die Unter-suchung des Arztes ergab damals ein anderes Resultat, als er laut werden ließ. Er selbst hatte von dem alten Doktor die volle Wahrheit verlangt, und der Mann gab sie ihm. Doch machte Herr v. Gryn es ihm zur Pflicht, mit keinem Wort und keiner Miene seine Familie davon zu benachrichtigen. Er selbst wollte im Laufe der Zeit seine Frau langsam an den Gedanken seines vielleicht einmal plötzlichen Todes gewöhnen. Aber diese Unterredung hatte Herrn v. Gryn doch sehr nachdenklich gestimmt. Der Gedanke an Tod und Sterben war ihm nicht schredlich, aber er bot Momente, die durchgefämpt sein wollten. Der Sommer war so schön. Er konnte sich nicht genug tun im Wäthen und Reifen, und inmitten dieser Fülle sahen seine Frau und sein junges Kind und sprachen mit vollem Interesse von allem, was der Tag brachte und das Morgen bringen würde und die Zukunft. Und er sollte unter ihnen sein und allein für sich den Gedanken an das Grab verarbeiten. Oft bereute er bitter,

so eindringlich die Wahrheit verlangt zu haben. War es nicht die allerweiteste Einrichtung, die den Menschen hier eine Brücke vor die Augen legt? Warum mußte er den Schleier lüften? Nun hatte er gesehen und war erschauert in dem kalten Schauer, der den Befallt, der sein Grab vor sich sieht, sein eigenes Grab.

Aber solche Stimmungen waren doch immerhin nur vorübergehend, sie lagen im Grunde auch seiner harmonisch-friedlichen Ergebung fern. Vielleicht war sogar niemand in dem großen, weißen Gutshause, der diese Wochen so intensiv genöÙ wie gerade Erich v. Gryn. Carpe Diem! Niemals war ihm die tiefe Forderung, die in dem alten Wort liegt, zum Bewußtsein gekommen. Ihm wurde jeder Atem ein Geschenk, für alles empfand er Dank. Diese Ruhe, dieser Friede, die sein Herz erfüllten! Er hätte sie nicht für zehn gesunde Lebensjahre gegeben. Weit hinter ihm lagen Leid und Schmerz. Wie oft hatte tiefe Traurigkeit über all das Ungewährte sein Herz mit Bitternis erfüllt, wie viele durchwachte Nächte, wie ungezählte Enttäuschungen das Leben ihm gebracht, kaum, daß es ihm eine einzige Rose spendete, wo er nicht den scharfen Dorn spürte. Wenn er zurückdachte, so machte er niemand Vorwürfe, er wußte, daß hundert andere sich glücklich gefühlt hätten. Es lag allein an ihm, wenn ihm stets ein feiner, silbergrauer Schleier das goldige Licht verüllte. Und doch liebte kein Mensch das Licht mehr als er. Würde es sich einst vor ihm aufhellen und er es begrüßen können mit dem frohen ungebrochenen Jubel, mit dem er einst seine Jugend empfing? Er mußte die Augen schließen in banger Erwartung, und die Sehnsucht schlich sich ihm ins Herz nach einer Glückseligkeit, die er nur ahnen konnte.

Er schrieb an Dr. v. d. Heide. Der Brief wurde ihm nicht schwer. Er schrieb lang, einfach und ausführlich, ohne einen Ton der Entschuldigung oder Selbstanklage durchdringen zu lassen. Als sein Bericht fort war, machte er sich Vorwürfe. Er meinte jetzt, eine andere Form wäre besser gewesen. Es fiel ihm ein, wie viel er an diesem Manne gesündigt hatte, und wie er ihm durch die Auferziehung seines Kindes zu Dank verpflichtet war. Wenn der Doktor ihm jetzt untersagte, Crifa sein Geheimnis zu enthüllen? Rationell gedacht wäre das allerdings töricht. Aber Herr v. Gryn hatte aus Crifas Berichten die unbefleckte Gesinnung des Mannes längst herausgefühlt. Rechtlich genommen hatte er ja dazu auch kein Recht; aber wenn er sich nun auf einen höheren Standpunkt stellte, sollte er, Erich v. Gryn, sich von ihm bejähnen lassen? Er ärgerte sich über sich selbst, und dann verdroß es ihn, daß er sich über diesen doch verhältnismäßig gleichgültigen Punkt schon beunruhigte, es gab doch so viel wichtigere Perionen bei dieser Angelegenheit als Doktor v. d. Heide — seine Frau, seinen Sohn Ben. Er hatte ein ganz undefinierbares Gefühl, wenn er sich den Augenblick vorstellte, wo er sich vor Ben hinstellen sollte und dem Jungen ins Gesicht sehen und ihm sagen sollte: Ben, Crifa ist deine Schwester, und daß sie's ist, führt zurück auf eine Verirrung deines Vaters. Wenn er sich diesen Augenblick ausmalte, geschah es stets von selbst, daß sich seine Hände trampfhaft schlossen und er die Zähne zusammenbeißen mußte; er fühlte, er konnte seinem Jungen dieses Bekenntnis nicht ablegen.

Eines Tages ertrag er die Quälerei nicht mehr. Ohne jede Vorbereitung sprang er von seinem Stuhl auf und ging zu seiner Frau, ihr alles zu sagen.

Sie saß in ihrer Stube vor dem Schreibtisch und schrieb in einem Buch. Er war leise eingetreten, und augenfeindlich hatte sie ihn nicht gehört. Als er ihren Namen rief, sah er, daß sie zusammenzuckte, mit einer raschen, ihm schien es, instinktiven Bewegung das Buch zutlappete und unter das Fach schob. Sie war blaß und hatte offenbar geweint. Er erschrak und ihn dünkte, als

habe er für seine Post eine sehr schlechte Zeit gewählt, aber ganz gleich, jetzt mußte es sein.

„Bitte, sage mir, was Du schreibst.“ Und er wollte das Buch, das eine Art Tagebuch war, hervorziehen. Da schrieb sie auf:

„Nein, nein, Du darfst es nicht, ich leide es nicht!“

Herr v. Gryn war völlig betroffen. Er kannte seine harmonische, stets gleichmütige Frau nicht wieder. Was war denn das mit ihr? Er sah ihr ins Gesicht und sah, daß sie schmal und nervös geworden war, um ihre Augen lagen tiefe Ränder.

Er sah auch, wie sie, sich zur Selbstbeherrschung zwingend, ihre Erregung mit einem mühseligen Nadeln vertuschen wollte. Es tat ihm unbeschreiblich weh. Er stand wie angewurzelt und stierte sie unverwandt an, als müsse er ihr Inneres erforschen, und die Angst befahl ihm, daß sie am Ende auch etwas vor ihm zu verbergen habe. Das Leben war so verzwickelt. Ein Eitel, ein Widerwillen gegen alles, was nicht offen und klar vor aller Augen lag, ergriff ihn plötzlich. Mein Gott, mein Gott, nur das nicht!

„Bitte, zeige mir, was Du da hast.“

„Ich kann es nicht.“

„Du es dennoch.“

Da lagte Frau v. Gryn noch einmal, und diesmal so leise, daß er es kaum verstehen konnte: „Ich kann nicht.“

„Seit wann hast Du Geheimnisse vor mir?“ fragte er traurig.

Im ersten Augenblick wollte sie ihm das Wort zurückgeben, aber dann besann sie sich, sie wollte ihn doch nicht in den Jammer ihres Herzens sehen lassen. Es sollte allein durchgekämpft werden. Sie schämte sich vor sich selber und schalt sich innerlich wegen dieses törichten Buches. Was mußte sie auch, wie ein dummer Backisch, ihre heimlichen Tränen und Sorgen gleich zu Papier bringen! Sie war ja doch eine alte Frau! Unter solchen Gedanken wurde der gespannteste nervöse Ausdruck ihres Gesichtes natürlicher und ruhiger.

„Ich verpöche Dir,“ sagte sie zu ihrem Manne, „daß ich das alte Buch verbrennen will und niemals wieder solche Dinge schreiben werde. Bist Du damit zufrieden?“

„Sun!“ Das war alles, was er darauf jagte. Er ging von ihr und setzte sich in der fernsten Ecke auf ihr kleines Sofa. Und dann nach einer Weile, während sie beide ihren Gedanken nachgingen, rief er sie:

„Lisbeth, komm einmal her zu mir.“

Er nannte sie so, wie er sie in den ersten Tagen ihrer Ehe oft genannt hatte. Nachher, wie sie länger miteinander lebten und bei der Frau die Erkenntnis erwacht war, daß sie ihm auch eigentlich fern stand, wurde von ihrer Seite Scheu und Zurückhaltung in ihr Verhältnis gebracht, und er hatte diese Veränderung stillschweigend respektiert. Und beide hatten sich, wie die Jahre dahingingen, wiederum stillschweigend gewundert, daß es zwischen ihnen niemals peinliche oder heftige Auseinandersetzungen gab, sogenannte Szenen, wie sie in anderen Ehen zu Tüderden im Jahreslauf vor sich gingen. Und jeder von ihnen hatte im stillen dem anderen Teil das Verdienst zugeschrieben.

Sie stand auf und ging auf ihn zu. Sie mußte durch das ganze Zimmer schreiten, und er beobachtete sie in jeder ihrer Bewegungen. Groß und schlank, nicht ohne Fülle, Ebenmaß in den fraulichen Formen, und die Haltung sehr ruhig und gleichmäßig. Die Frauen des Mittelalters fielen ihm ein, sie mochten so ruhig, unberührt und stolz durchs Leben gegangen sein.

Sie setzte sich neben ihn und spielte mit ihren Ringen.

Herr v. Gryn sagte: „Ich will Dich ja gar nicht kränken, aber“ — und er mußte ein klein wenig lächeln — „meinst Du nicht auch, daß wir zwei für Geheimnisse zu alt sind?“

„Ja, da hast Du wohl recht, aber — aber Du kannst doch nicht leugnen, daß Du sie vor mir hast.“

„Warum meinst Du das?“

„Ach weiß es, ich fühle es.“

„Und wenn ich nun deswegen zu Dir komme, willst Du mir dann nachher sagen, was Dich bedrückt?“

Da trampfte sich ihr das Herz zusammen. Nun kommt es, dachte sie, und ich kann es nicht ertragen. Wie wird es in einer Stunde sein!

„Laß es lieber, ich glaube, es ist besser so.“

Bei sich dachte sie, es gibt Menschen, die können mit der größten Ruhe die fürchterlichsten Sachen sagen und andere zeitlebens unglücklich machen. Diese Ruhe entspricht einer Art Schönheitsbedürfnis, das ihnen jede Erregung verbietet, aber es ist desto schrecklicher.

Es klopfte. Crifa trat ein. Sie hatte einen Brief in der Hand und legte ihn vor Frau v. Gryn hin. Sie war mit Ralph Grenberg zusammen gewesen, ihre Augen leuchteten, und die Wangen glühten. Sie fragte nach einer wirtschaftlichen Angelegenheit. Da verließ Frau v. Gryn ihre Selbstbeherrschung. Sie fuhr Crifa heftig an. Das Mädchen wurde dunkelrot und ging. Auf der Erde lag ein Tajchentuch, sie hob es auf und reichte es Herrn v. Gryn. Er nahm es und dankte ihr mit einem freundlichen Lächeln. Dann ging sie. Aber peinlich war der kleine Zwischenfall doch gewesen. Frau v. Gryn schämte sich. Der Blick ihres Mannes lag unverwandt und fragend auf ihrem Gesicht, und als ob er eine Erklärung fände, sprang er plötzlich auf und langte das Buch hervor. Er lachte dabei. Einen Augenblick meinte seine Frau, sie müsse sich auf ihn stürzen, aber da klang ihr das Wort ins Ohr: Wir sind doch eigentlich zu alt für derlei Dinge. Sie bezwang sich und blieb ruhig sitzen.

Herr v. Gryn las die letzte Seite, blätterte noch ein Blatt zurück, las auch dies noch und legte dann den Band wieder an seinen Platz. Frau v. Gryn erstikte fast vor Beschämung, aber sie fühlte: Wenn ich ein Wort sage, so ist es sicherlich fürchterlich bitter oder unfreundlich, und dann wird es noch schlimmer. Sie lehnte sich ins Sofa zurück und schloß die Augen; sie hatte keinen anderen Gedanken, als: Wie kann man sich nur so lächerlich machen.

Herr v. Gryn las:

Donnerstag, den 19. September.

Ich habe seit acht Tagen nicht in mein Buch geschrieben, und diese acht Tage waren fürchterlich. Es kann auf Erden nichts Schrecklicheres und Erniedrigeres geben als Eiserjudt und Mißtrauen. Warum mußte ich das noch kennen lernen! Nicht beobachten wollen und doch beobachten, jede Miene und jeden Ton. Nichts sehen wollen und doch sehen müssen! Und dabei fühle ich, wie langsam, langsam die ganze Zuneigung, die ich für dieses Kind empfand, sich in Haß verwandelt, noch dazu in einen kleinen, niedrigen Haß, der mir selber an der Seele frist wie der Rost an einer blanken Scheide.

Weiter kam er nicht. Er schob das Buch zurück. Er wußte genug. „Du würdest mir einen Gefallen tun, Lisbeth, wenn Du mit mir in mein Zimmer kommen wolltest. Es spricht sich dort besser für mich, und wir sind auch ungestörter. Ich glaube, ich habe Dir vieles zu sagen.“

Sie folgte ihm wie im Traum. Was würden die nächsten Minuten bringen? Sie hatte das Gefühl, das man vor einer großen Operation hat. Es geht auf Leben oder Tod, aber komme da, was da wolle, alles ist besser als die Qual, die man vorher gelitten. Sie setzte sich und sah auf ihren Ring, ihren Ehering. Es war nicht Zufall, daß sie ihn vom Finger zog und damit spielte. Er saß ja doch nicht mehr fest. Ihr Mann stand vor ihr und beobachtete sie. Dann begann er. Es wurde eine lange Geschichte. Er hatte noch zu niemand so eingehend von den Jahren seiner Liebe und dem schönen Mädchen berichtet, und es war ihm eine Wohlthat und Erleichterung, vor den Augen und verständnisvollen Augen seiner Frau all die Bilder zu entrollen, die einst in so glühenden

Farben in seiner Seele auf und ab wogten. Auch von den Stimmungen dieses Frühlings sprach er, und bis zu der Stunde, wo, wie aus der Erde gewachsen, sein Kind vor ihm gestanden hatte.

Als er zu Ende war, schwiegen sie beide. Sie reichte ihm die Hand hin. „Warum hast Du mir nicht eher alles erzählt?“

„Ich konnte nicht, es war mir alles so neu und seltsam. Du glaubst nicht, wie traumhaft mir diesen ganzen Sommer zuzute gewesen ist. Ich wußte oft nicht, wo ich war. Und wärst Du nicht gewesen und Ven, ich hätte mich gar nicht zurecht gefunden.“

Und dann nach einer Weile: „Willst Du gut zu ihr sein?“

„Ja.“
Frau v. Gryn sagte es in demselben Ton, mit demselben ersten Klang, wie sie einst vor Jahren in der Kirche ihr Traugelände abgelegt hatte, und Erich v. Gryn wußte, daß seine Tochter nun auch nach seinem Tode gut aufgehoben sei. Es erschütterte ihn mehr, als er gedacht hatte, und er teilte ihr seine Sorge in Betreff Vens mit. Sie war weniger bedenklich. Er ist noch zu kindlich, meinte sie, und er liebt Dich zu sehr, fügte sie lächelnd hinzu. Aber ihr Mann meinte, das eine wie das andere sei kein Grund, daß die Eröffnung nicht eine starke Erschütterung in ihm hervorzurufen werde. Auch sei es mit der großen Kindlichkeit eines Sechzehnjährigen, der schon seit Jahren unter Altersgenossen lebe, nicht mehr so weit her. Die Eltern schwebten in der Beziehung zumeist in einem holden Wahn. Das Gespräch aus dem Sommer fiel ihm ein, wo er unberufener Zuhörer gewesen war. Aber er sagte nichts davon und beschloß, noch denselben Abend an seinen Sohn zu schreiben. Es hatte zeitlebens zwischen ihnen beiden ein sehr kameradschaftlicher Ton geherrscht. Er hatte fast niemals die väterliche Autorität zur Geltung gebracht. Das kam ihm jetzt zugute. Das Schreiben wurde ihm weit leichter, als er geglaubt, und als er die Hauptsache erledigt hatte, schrieb er noch von tausend anderen Dingen, und weil es nicht in der Absicht geschah, der Angelegenheit das Ueberwichtige zu nehmen, wurde sie gerade dadurch am besten erreicht. Es war schon lange nach Mitternacht, als er den Brief beendigte. Seine Frau hatte sich auf seine Bitte neben seinem Arbeitstisch auf die Chaiselongue gelegt. Sie hielt die Augen geschlossen, aber er wußte, daß sie nicht schlief, und blickte manchmal zu ihr hinüber, um sich an dem friedlichen, sorglosen Ausdruck ihres Gesichtes zu erfreuen; alle nervöse Pein der letzten Zeit schien wie weggewischt.

Wenn wir doch offener wären! mußte Herr v. Gryn denken.

Das Herz schwell ihm vor Dankbarkeit, er setzte sich zu ihr und betrachtete sie lange und andächtig, und der Wunsch stieg in ihm auf, ehe er stürbe, noch ein Bild von ihr fertig zu stellen und es einst seinen Kindern als schönstes Erbteil zu hinterlassen. Gleich in den nächsten Tagen wollte er mit der Zusammenstellung ihres Anzuges beginnen. Er hatte den ganzen Sommer so viel geschafft, und die Arbeit war ihm so aus der Feder gegangen, wie noch nie. Sein Verleger hatte ihm für sein Buch einen über seine Erwartungen hohen Preis geboten, daß er sich nun wohl einige Wochen ganz nach seinem Belieben beschäftigen durfte. Er war sowieso des trockenen Tones der kritischen Betrachtung für einige Zeit satt und sehnte sich nach der frischen, lebenswarmen Betätigung mit leuchtenden Farben. Und er fühlte auch die Kraft in sich

„Du wagtest doch sonst nie, den Pinsel zur Hand zu nehmen, woher kommt Dir auf einmal die Zuberstich?“ fragte Frau v. Gryn.

Er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie, sie sollte den tiefen Schatten nicht sehen, der über sein Antlitz flog.

„Liebling, es wird der Wunsch sein. Er gibt uns ja oft die Kraft. Paß auf, es werden wunderbare Stunden werden, wenn wir so zusammen arbeiten, und schließlich wird eine wunderschöne blonde Frau aus der Leinwand herausgesehen.“ Bei sich aber dachte er, daß wohl dieselbe Kraft in ihm wirkte, die den sterbenden Schwan sein Lied singen läßt.

13. Kapitel.

Erika v. d. Heide verlebte selbige Tage. Oft war ihr das Herz so voll von einem tiefen, wunderbaren Glücksempfinden, daß sie glaubte, es nicht mehr allein tragen zu können und sich nach Ausrückung an eine mitfühlende Seele sehnte; und dann wieder gestand sie sich, daß sie doch um kein Gut der Welt ihr Geheimnis preisgeben würde. Sie war jetzt niemals mehr einsam. Wo sie ging und stand, schwebte Ralph Ehrenbergs Bild vor

war der Herbst sonst ein Abschiednehmen und Sterben und machte ihr das Herz schwer und traurig. Jetzt wurde er für sie das Sinnbild ihrer Liebe. Er war wohl schön, aber bald kam eine Zeit, wo alles Leuchten ersterben mußte. Wenn Ralph fort war.

So zieht auch durch den sonnigsten Herbsttag ein leiser, schmerzlicher Ton und mahnt uns an Grab und Sterben. Er fliegt an uns vorüber mit den feinen, silbernen Marienfäden, die gleich verkörperter Sehnsucht ruhelos durch das weite herbstliche Gelände schweben. Sie streifen im Fluge unsere Wangen, und wir erschauern. Der Himmel ist klar und blau und hoch, kein Sommertag brachte ihn uns schöner. Wir lazen es uns, da haben wir das Auge, und ein feiner Schmerz geht durch unser Herz. Die Wandervögel! Sie jagen den Säben! In langem, verdunkelndem Schwarm ziehen sie über uns dahin. Was wird sein, wenn sie wiederkehren?

Erika blickte in die blasser, stille Luft und stellte sich die Frage; und ihr war's, als riete ihr eine Stimme, frage nicht, nimm, was das Geschick dir reicht, sei glücklich und dankbar und freue dich. Sie hob den Blick und sah auf die Rabatten vor sich. Die Rosen leuchteten in tiefdunkler Pracht. Ihr schien's, als seien sie im Sommer so rot, so blutig rot nicht gewesen. Sie dachte, sie möchte sie pflücken und ihm bringen, aber es waren nicht ihre Rosen; so hatte sie nichts für den Geliebten. Sie beugte sich über die Blüten, und wie einst bei Frau v. Gryn, so fiel auch bei ihr jetzt eine Träne in den düstern Kelch.

Da trat Ralph Ehrenberg aus der Veranda. Es war ein stillschweigendes Abkommen zwischen ihnen, daß sie sich nach dem Mittagessen, wenn im Hause alles still und ruhig war, zusammenfanden und durch den Garten und die daran grenzenden Fluren streiften. Er kam so rasch auf sie zu, daß sie die Tränenspur nicht wegwischen konnte.

„Warum weinst Du?“ Sie hatten sich beide niemals Müh gegeben, ihr Geheimnis vor den anderen zu verbergen; das einzige, was sie sich an Zwang auferlegten, war die Murede. Daß ihr sonstiges Verhalten in Blick und Wort von den Gastgebern beobachtet werden könnte, der Gedanke war ihnen beiden noch nicht gekommen. Es war ja auch gleichgültig. Ralph hatte auch jetzt Eritas Hand ergriffen und schaute ihr lange und fragend ins Gesicht, daß unter dem warmen Glanz seiner dunklen Augenlider rot überflutet ward.

„Warum weinst Du?“ „Ich wollte Dir von diesen Rosen pflücken, aber sie gehören nicht mir, und als ich daran dachte, fiel mir ein, wie arm ich sei, und daß ich niemals Dir etwas werde geben können.“ Sie lächelte ein wenig bei ihren Worten, aber es war ein gequältes Lächeln, und bei dem letzten Wort verdunkelte auch schon wieder eine Träne ihren Blick. Ralph antwortete nicht, er brach schweigend drei der schönsten Blüten ab und steckte sie Erika in den Gürtel.

Sie wurde nun doch bedenklich. „Wenn Herr v. Gryn es gesehen hat!“ meinte sie ängstlich.

„Er hat es gesehen, er steht am Fenster und sieht auf uns. Komm, laß uns gehen.“ Sie gingen ihren gewöhnlichen Weg, erst durch den kleinen Buchenpark, wo das Sonnenlicht an den weißen Stämmen spielte und ab und zu traumverloren ein gelbes Blatt auf den Rasen niedersthaufelte, dann in den Ostgarten, die Reihen der geplünderten Bäume entlang, und alsdann durch

Von der Reichswollwoche in Berlin.



Schulknaben bringen die Wollfächer zur Haupt-Sammelstelle.

Die Reichswollwoche in Berlin hat ein vorzügliches Ergebnis gehabt. Hunderttausende von Kleidungsstücken sind in der Zentralfabrik im Reichstagsgebäude abgeliefert worden, wo sich diese Liebesgaben zu wahren Wollbergen angehäuft haben. Schulkinder und Pfadfinder haben sich in den Dienst der wohlthätigen Sache gestellt.

ihr und sprach zu ihr und erzählte ihr von sich. Und sie enthielt ihm ihr Inneres und berichtete ihm von ihrer Kindheit und den unzähligen Träumen ihrer jungen, einjahren Jahre. Sie wußte nie, was schöner war, wenn sie allein mit ihm im Garten saß oder wenn sie durch die herbstlichen Fluren streifte, seiner Stimme lauschte und seine Nähe genoß, oder wenn sie für sich saß und sich jedes Wort, jede Bewegung, sein Antlitz und seinen Blick zurückrief. Das ist das Schöne wie das Unheilvolle des Traumes: Er steht still und kennt keinen Wandel. Der warme Blick, der aus den Kindern des Augenblicks, aber der Traum bringt uns die Pflichten getreulich wieder und brennt unser Inneres in seine stumme Gewalt.

Wenn die Natur gibt, so gibt sie mit vollen Händen. Der Sommer war schön und warm gewesen, und der Herbst konnte sich immer noch nicht genug tun in Sonnenschein und blauem Himmel. Die ersten welken Blätter fielen so still und spielend vom Baum, als habe ein schöner Traum sie von ihrem hohen, luftigen Platz heruntergeholt. Fern lag der Gedanke an rauhe, kalte Tage und Regen und Herbststurm. Die Luft war weiß und klar, der Blick reichte hin bis zu den feinen Linien des ferneren Horizontes. Erika hatte nie gewußt, daß diese Jahreszeit so schön sein konnte. Für sie

das große Gatter auf das freie Feld. Erika hatte ein paar Äpfel aufgegeben und reichte Ralph davon.

„Der ist auch gestohlen.“
„Das ist Mundraub, das zählt nicht mit.“

Aber es lag heute wie ein Druck auf ihrer Seele, und sie fanden kein fröhliches Wort. Ralph schlang seinen Arm um Erikas Gürtel und zog sie näher an sich. Er führte sie quer über das Feld, dort setzten sie sich an den Knick, und ein Haselstrauch mit gelbem Blattwerk reifte schützend seine Zweige über sie. Und wieder lag das traurige Schweigen zwischen ihnen, bis Erika endlich das bedrückende Wort aussprach:

„Nun nur noch drei Tage!“

Sie sagte es, die Hände über das Knie gefaltet und den Blick groß und klagend geradeaus gerichtet in die weißen Fernen. „Nun nur noch drei Tage!“ Sie dachte an das, was kommen würde, wenn der Liebste von ihr gegangen. Eine Ahnung von bitterer Sehnsucht und vielen einsamen Stunden fleg in ihr auf. Ihr Auge wurde so groß und starr, als wenn es in ein Grab schaute. Auch Ralph blickte still vor sich hin. Er hatte Erikas Hand in der seinen und dachte ebenfalls an die Zukunft. Sein Herz war reich und froh: öfter schon war ihm der Vergleich zwischen sich und Saul, dem Sohne Kis', aufgefallen, der ausgeschiedet wurde, ein verlorenes Tier zu suchen und ein Königreich fand. Auch er hatte ein unschätzbare Gut gefunden. Er hatte mehr gelitten und mußte mit so jungen, unschuldigen Augen schon in den Abgrund blicken, der so viele verschlingt, und — das war das gefährlichste — aus dem ein so tödlicher, giftiger Rauch emporsteigt, der all die tausend reinen und lieblichen Blüten des Menschenherzens zerfrisst wie der Rost die blanke, glatte Stahlscheide. Und je makelloser, je reiner ihr Glanz ist, desto leichter wird er getrübt. Ralph hatte sein Inneres tausendmal unter solchen und ähnlichen Bildern betrachtet, und er war im tiefsten Herzensgrunde lange fest überzeugt, daß früher oder später auch die reine Stahlfläche seines Beweises von diesem giftigen Rost zerfressen werden würde. Es gab eben für ihn kein Entrinnen. Er hatte im Kloster die alte, große Kirchenlehre von der unanfänglichen Verderbtheit des Menschen zu intensiv in sich aufgenommen, und sein durch die Verhältnisse verbittertes Gemüt vernahm in diesem Donner der Schicksalsstimme den lieben,

versöhnlichen Klang von der Gnadenverkündigung nicht. Es half eben kein Ringen und kein Kämpfen. Er würde zugrunde gehen, wie seine Mutter zugrunde gegangen war, oder er würde ehelos werden wie sein Vater.

Da war sie in sein Leben getreten. Erika!

Er liebte sie über alles. Unsere Sprache ist so kläglich arm, sie gab ihm ja kein anderes Wort für das, was in seinem Herzen lebte und webte. Und doch war seine Liebe um vieles, vieles schöner und höher als das, was andere junge Leute seines Standes und Alters mit demselben Wort bezeichneten. Sie war unvergleichlich, ewig und nicht von dieser Erde.

Sie war die Antwort aus der anderen Welt, um die er immer und immer wieder gefleht und gebeten hatte:

Himmliche Barmherzigkeit, rette mich! Laß mich nicht zuhause werden! Zieh mich hinauf zu dir! Laß mich nicht sinken!

Aber es war keine Antwort gekommen. In seiner Brust arbeitete und wühlte es, aber kein Gott erschien. Das Blut rann heute wie morgen heiß und rot durch seine Adern, und um ihn herum sah er seine Genossen das Leben, wie es nun einmal war, herb und fröhlich anpacken und jede Gier nach Genuß befriedigen. Sie nannten das Leben Jugend, Kraft und Daseinsfreudigkeit und priesen die Schönheit des Tages und sangen Lieder von Frauen und Wein. Er mußte die Augen schließen vor Grel und Widerwillen und nannte ihr Tun Schuld und Sünde. Und wenn sie sich auch früher oder später aus dem Schlamm wieder hervorarbeiten würden, er, das wußte er ganz genau, er mußte untergehen, sobald er hineingeriet. So war er bitter und traurig geworden.

Da war Erika ihm entgegengetreten.

So kommt der Frühling mit warmem Hauch und streift das unter Schnee und Eis erstarrte Land. Die Eisdecke hebt sich, und die gebannten Wasser dürfen wieder ihre Bahnen ziehen. Der Wind flüstert in den nackten, kahlen Ästen, und frischer, schaffender Saft steigt unter der welken Rinde. Überall schwellen Knospen und spritzen Halme und Gräser, ein starker, süßer Duft durchströmt das Land. Der Wann ist gebrochen.

So war bei Ralph Ehrenberg die Liebe eingekehrt. Der Tag mit seinen vielen, kleinen, gleichgültigen Eindrücken verwischte allerdings dies

allmächtige Glücksempfinden, aber sobald er allein war, kam ihm sein Glück zum Bewußtsein; und alle Kräfte, die bisher latent in ihm lagen, Lebensfreude und Mut zum Kampf und zur Betätigung, strafften sich in ihm und malten ihm die Zukunft in starken, fatten Farben.

Er hatte sie niemals in diese Tiefen seiner Liebe blicken lassen. Sie sollte die bösen Geister nicht kennen lernen, die in ihm ihr Wesen getrieben. Es war genug des Glücks, daß sie sie verjagt. Bei ihr war Ruhe und Friede, seine Ruhe, sein Friedel!

Aber als sie jetzt so bekümmert bei ihm saß, und er sah, wie die erste Träne groß und klar in ihren Schoß fiel und auf seine Hand, da suchte er zusammen. Sie brannte ihn wie glühendes Erz. Er warf die mühsame Selbstbeherrschung über den Haufen. In leidenschaftlicher Bewegung umschlang er Erika und küßte ihr Gesicht und Hände und die weichen, glänzenden Wellen ihres Haars. Und dazwischen flüsterte er ihr das alte, längst verbrauchte und immer wieder neue und beglückende Lied von seiner Liebe ins Ohr. Daß sie sein alles sei, und daß der Gedanke an sie ihn über alle Fährlichkeiten des Lebens hinwegheben würde. Er fühlte Miesenträfte in sich, für sie ein Glück und eine Heimat zu schaffen.

Und Erika fühlte mit dem feinen, nie verjagenden Instinkt des liebenden Weibes, daß jedes seiner Worte einer tiefen und heiligen Gut abgerungen war. Und diese Gut ging auf sie über. Ihre Arme schlangen sich fester um den Geliebten, sie spürte den starken Schlag seines Herzens, und unwillig drückte sich ihre Wange an die seine. Sie vergaßen beide das weite, leere Feld mit dem weißen Hauch in der Ferne, der Haselstrauch schickte ein mildes, welkes Blatt nach dem anderen auf ihre jungen Schultern, und ein zärtliches Notfehlen rief jene Warnrufe herab; aber sie vernahm beide nichts, die Außenwelt war für ein paar übervolle Minuten verfunken.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

So lang du wallst auf Erdenbahnen,
Dem Jertum, Freund, entgehst du nicht;
Doch läßt dich Jertum Wahrheit ahnen,
Jertum ist Farbe, Wahrheit Licht.

Geibel.

Echte extrastarke Walthorlus- (Destillat) 1 Dtz. Mk. 2.50, nur bei 30 Fl. Mk. 6.— franko. — Chemische Werke E. Walthor, Halle a. S. Mühlweg 20.

Hienfont-Essenz Geld

gibt ohne Abzug schnell, reell, tüchtige Ratenrückzahlungen, seit 1891 bestehende Firma Schütz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21. Rückporto.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1 000 000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Laille, Marieille und die Insel Korilka, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weltlichen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Feld-Post

Rheuma-
tische Belagerungen



Dr. Reiss
RHEUMASAN

Erfolgreich in Apotheken.

Neue Gänsefedern,
wie sie von der Hand gerupft werden, mit allen Daunen à Vd. 1.60 M. Dieselben Federn, mit allen Daunen, geod gerupft, à Vd. 2.55 M., gut gerupft, mit allen Daunen à Vd. 3.35 M., bestehende gegen Daunen, nehuw, was nicht gefüllt, zurück.

August Schmelz, Gänsemaastalt,
Neuz-Exhibit d. Oberbruch.

Die altbewährte, preisgekrönte, weltbekannte nicht einlauende

Blitz-Strick-Wolle

Deckenwolle, Strumpfwolle, flakt, Pfund schon zu M. 1.90

liefert auch an Private (Muster franko) die

Erfurter Garfabrik
Hoflieferant in Erfurt W. 247.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Technikum Masch.-Elektr.-Ing., T. Werkm. Halleschen l.S. Lehrfabr. Progr. fr.

in

Clichés Autotypie
und Strichätzung

Wilhelm Greve

Graph. Kanstanstalt

Schnellste Lieferung
Billigste Preise

Berlin, S.W.
Ritterstraße 50.

Das als Warenzeichen gesetzlich geschützte „Tutwohl“ extrastarker Karmellergelst (vorzüglich wirkendes Massagemittel) 12 Fl. Mk. 3.—, bei 24 Fl. Mk. 6.— kostenfrei liefern nur die Tutwohl-Werke, Halle a. Saale.

Kriegs-Allerlei

Hindenburg und der Junge von Lodz. Daß der Generalfeldmarschall v. Hindenburg zwischen den Schlächten noch Zeit für manches gute Wort findet, beweist folgendes Geschichtchen, das ein gelegentlicher Mitarbeiter der „Frankf. Ztg.“ erzählt: Eine deutsche Familie aus Lodz, die vom Ausbruch des Krieges in der Fremde überrascht wurde und keine Gelegenheit mehr fand, nach Hause zurückzukehren, sorgte sich sehr um das Schicksal ihres elfjährigen Söhnchens, das in Lodz, allerdings unter der Obhut eines Lehrers, zurückgeblieben war. Nachforschungen auf dem Wege über die neutralen Staaten blieben erfolglos. Als nun Lodz unter dem Feuer der deutschen Granaten vom Feinde ausgegeben war, wandten sich die bekümmerten Eltern in ihrer Verzweiflung an Frau v. Hindenburg in Hannover und diese versprach auch, sich in der Angelegenheit an ihren Gemahl zu wenden. Es vergingen nur wenige Tage, da traf auch schon ein Telegramm des Gruppenkommandanten von Lodz ein, worin über das Befinden des Jungen Auskunft erteilt wurde, und einige Tage darauf langte der Junge selbst an, gesund und munter, in Begleitung eines Offiziers, der zufällig die Reise von Lodz aus zu machen hatte. Die Freunde der überglücklichen Eltern kann man sich vorstellen.

„Przemysl Smith“. Przemysl Smith — das kleine hilflose amerikanische Baby, das vor kurzem den Namen der unbefangenen österreichischen Festung erhalten hat, wird auf diese Weise eine Erinnerung an den Krieg durchs ganze Leben tragen, und jeder, der sich beim Ansehen des hoffnungsvollen Wesens die Junge zerbricht, wird daran denken, in welchem denkwürdigen Jahre es geboren wurde. Während des südafrikanischen Krieges hat die Gicht der Amerikaner, ihren Kindern möglichst eigenartige und aktuelle Namen beizulegen, bereits die seltsamsten Blüten getrieben. Die Kitchener, Miller, Masfing Johnson, Saddy Smith Wiggins usw., die jetzt als Zinglinge und Vadsische herumlaufen, tragen das Mal dieser „Kriegs-epidemie“ deutlich auf der Stirn. Nach allen Schlächten, nach den berühmten Wurfenführern wurden damals die Kinder genannt, und ganz so schlimm scheint es diesmal nicht zu sein. Przemysl Smith ist immerhin, wie der „Philadelphia Ledger“ hervorhebt, eine Ausnahme, aber auch andere berartige „Käufchen“ sind bereits vorgekommen, und es gibt heute schon in den Vereinigten Staaten einen „Elsaß-Vohringen Jones“ und einen „Löwen Nicholls“. Die Mode ist übrigens erst im Entstehen und in der Ausbreitung begriffen, so daß gewiß noch manche merkwürdige Vornamen durch den Krieg geboren werden dürften.

Münchhausen im Schützengraben. Die Erfahrungen an der Front, die die „Liberie“ von einem Baron M. erzählt, legen die Vermutung nahe, daß in diesem französischen Taufensaisa unser berühmter seliger Baron Münchhausen wiederauferstanden ist. Der neue Münchhausen dient bei der Kompanie eines Leutnants, durch dessen Mund er von seinen Feldtaten erzählt: „Unter

meinen Leuten“, schreibt der Offizier, „befindet sich ein großer, blonder Mann, der im Zivilkleid vieljähriger Militärs ist und bisher mit dem reichsten Luxus umgeben war. Ich dachte, der Baron würde schnell schlapp werden, aber ich täuschte mich. Er marschierte tapfer drauf los; als wir aber nach einem langen schweren Marsche alle ermüdet nieder sanken, zog er seine Stiefel aus, entfernte die schweren Sohlen, die er darunter trug, oder vielmehr, was von ihnen übrig geblieben war, und polierte seine Fußnägel. Natürlich stand die ganze Kompanie um ihn herum. Im Schützengraben benutzte dann der Baron, der ohne Nissen nicht schlafen konnte, die Leibesfülle eines biden Territorialvolksten zu diesem Zwecke und bezahlte ihm diesen Dienst mit 8 Havannas den Tag. Eines Tages aber erwies sich der Baron als ein wahrer Held. Die Kompanie sollte ein Dorf nehmen, das von Bayern besetzt war. Der Hauptmann wußte, wie er den Mut seiner Soldaten aufs höchste steigern konnte. „Leute“, rief er, „in dem Dorf sind Betten, und die, die zuerst hineinkommen, können darin schlafen.“ Ich schmeichle mir, nicht faul gewesen zu sein.“ fährt der Leutnant fort, „aber als ich ins erste Haus kam, da fand ich meinen Baron schon im Bett und schlafend. Mitten in der Nacht mußten

zuschlagen, betrat ich ein Hänschen, an dessen Tür stand: „Bitte Canarienvogel nicht vergessen!“ Eine raube Soldatenhand hatte in ungelanter Schrift dieses geschrieben, und zwar war dieser „Barbar“ ein Sachse, worauf das schön geschungene G in „Canarienvogel“ hindeutete. Der Schützling war überreich mit Wasser, Futter und Futter bedacht und ward immer den nachfolgenden Truppenteilen auf diese Art übergeben, von denen gepflegt und ist so erhalten geblieben. T., Lt. und Adj.“

Der Segen der Einquartierung. Aus Gießen wird folgendes Geschichtchen erzählt: Bei einem Bürger unserer Stadt war seit Wochen ein Landsturmmann einquartiert. Zwischen beiden bildete sich bald ein freundschaftliches Verhältnis, und als der Gast kürzlich erkrankte, da wollte der Quartierwirt ihn nicht in das Lazarett legen lassen. Man schrieb der Ehefrau des Soldaten und ließ sie zur Pflege ihres Mannes nach Gießen kommen. Es wurde der Frau im Zimmer ihres Mannes noch ein Bett hingestellt und so schien alles auf das Beste geordnet. Nach einigen Tagen aber mußte der Kaufmann schließlich die Bekannte holen und die Landstürmerfrau gebär unternahm Zwillinge. Was blieb nun übrig, als zu den drei unerwarteten Gästen noch einen vierten einzuladen — die Schwiegermutter des Landstürmers? Die kam denn auch schließlich und nahm bei dem Wirt Quartier, um den Schwiegersohn, die Wädlerin und die beiden ununteren Kriegsfürer zu pflegen. „Herrgott“, betete der freundliche Quartiergeber, „es war zuviel des Segens: hatt es eines Gastes hast du mit nun fünf bejehert!“ Aber ein Trost fiel ihm ein, als er die Zwillinge betrachtete. „Ja, ja“, meinte er, „der Kaiser braucht Soldaten, da kann man nicht bei tun, als stille halten, wie's kommt.“

**Siederpferd-
Seife**
die beste Milchemilch Seife
für zarte weiße Haut
a Stück 50^g

wir uns wieder zurückziehen, weil man den Angriff überlegener feindlicher Kräfte fürchtete. Ich wedte meine Leute, aber der Baron wollte nicht mit. Ich gab ihm wegen Ungehorsams sofort acht Tage Mittelarrest, aber er blieb doch liegen. So überließ ich ihn seinem Schicksal. Wir zogen uns auf einen Hügel etwa 1000 Meter hinter dem Dorf zurück, um Verletzungen abzuwarten. Beim Morgengrauen sagte der Hauptmann nach einem Blick durch das Fernglas: Merkwürdig, die Deutschen sind noch nicht im Dorf drin, aber sie feuern auf die Häuser. Ich blicke hin und sah am Fenster des ersten Hauses eine Gestalt in einem feidenen Schloßfang von blauroter Farbe. Es war mein Baron, der aufgemacht war, und auf die Deutschen feuerte. Gerade in diesem Augenblick bekamen wir Verstärkung und besetzten wieder das Dorf. Ich fand den Baron, wo ich ihn verlassen hatte, im Bett. Er war wieder eingeschlafen.“

Bitte Canarienvogel nicht vergessen! In der neuesten Nummer der „Allerlei Kriegszeitung“ lesen wir: „Als ich im Begriff stand, mein Geschäftszimmer des Bataillons in einem kleinen Dörfchen in der Nähe des Feindes auf-

Rätsel-Ecke

Rätsel.
I.
Mein Erstes strebt früh zu den Wolken empor,
Es ist trotz dem Sturm der Zeiten;
Mein Letztes ein Tier sich zum Kleibe erkor,
Dem's fehlt an Waffen zum freiten.
Das Ganze, vom ersten geboren, erzogen
Kommt weit der Fern' über spiegelnde Wogen.
Ed. v. R.

II.
Die Erste strömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin.
Die Zweit' und Dritt' entscheiden
Im blinden Augenblick oft über Reu' und Freuden.
Das Ganze ist eine Pflanze.
J. F. Sebel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Brot. — II. Wasen.

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE
von KAISER WILHELM II und
unsere HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

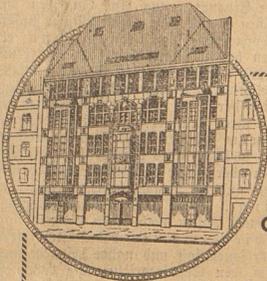
- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegrammaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Sieben erschienen!

Sieben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084